

Wien-Fahrt im September 1940

Autor(en): **Zulliger, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **30 (1940)**

Heft 45

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-649055>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Alfred Fankhauser

(Schluß)

Erinnerungen eines Klassengenossen — Von Alfred Bärttschi

Im aussichtsreichen Rotenbaum brachte er den Bauern- und Berdingkindern im alten sonnenverbrannten Schulhaus am aussichtsreichen Waldrand „Sitte und Erkenntnis“ bei, vom zweiten vielleicht mehr als vom ersten. Sein Unterricht ging nicht in ausgetretenen Pfaden, erregte gelegentlich Anstoß und hinterließ dabei nachhaltige Eindrücke. Fanki warf sich „zäme-füehlige“ in das Volksleben und verachtete jedes behutame Abstandnehmen, mit dem sich ein Lehrer soviel Unangenehmes vom Leibe halten kann, andererseits aber doch nie völlig in das Seelenleben seiner Umwelt eindringt.

Die Erlebnisse in Rotenbaum sind in einer seiner ersten Veröffentlichungen in der „Berner Woche“, „Rosenbaum“, verwoben. Dort, „wo Weih und Taube ruhn nach langen Fahrten“, entstanden „in heiligem Rausch“ viele der Lieder, die Fanki wie ein sorgsamer Kellermeister seine auserlesenen Weine, in langen Jahren pflegte und sie nach vollendeter Edelreife seinen Lesern schenkte. Wenn Alfred Fankhauser auch nichts als seine Gedichte „Tag und Nacht“ herausgegeben hätte, so dürfte eine schweizerische Literaturgeschichte ihn nicht unbeachtet lassen. Dem Volk gehört vor allem aus die Erzählung „Die

Hand der Mutter“, die nicht umsonst sowohl in den „Guten Schriften“, als auch im Schweizer Novellenbuch von Walter Muschg Aufnahme gefunden hat und zu den Perlen unseres Schrifttums gezählt werden kann. Es ist vielleicht das ergreifendste Denkmal, das je einer seiner Mutter gesetzt hat. Der Stoff zu dem oberemmentalischen Schauspiel „Der Christwäg“ ist so realistisch gestaltet, daß die vermeintlichen Verwandten des „Chuz-Dani“ dem Verfasser einen Prozeß anzuhängen drohten. Die Würdigung des literarischen Lebenswerkes soll einem Berufenen überlassen sein.

In alten Photos fremd, fiel mir jüngst Alfred Fankhausers Bild aus dem ersten Seminarjahr in die Hände. Es zeigt die knabenhafte Gestalt unseres Freundes, angetan mit dem Kopfschmuck eines Indianerhäuptlings. Ich verglich mit seinem letzten Bild. So kann sich nur das Antlitz eines Menschen ändern, der beständig, sich ausgebend und schenkend, gewachsen ist, und heute noch viel mehr als vor 34 Jahren vor seinen Klassengenossen steht als ein Mann, „Eines Hauptes länger denn alles Volk.“

Wien-Fahrt im September 1940

Von Hans Zulliger

Die Schweizer Zöllner sind freundliche Leute. Mit Ruhe und, wie mir scheint, ziemlich large kontrollieren sie das Gepäck der Ausreisenden. Es sind etwa drei Duzend, darunter sechs Schweizer. Die übrigen sind größtenteils Deutsche. Sonntagsausflügler sind sie nicht — es ist mitten in der Woche. Alle schleppen einen oder zwei schwere Handkoffer mit sich, vollgestopft mit Wäsche, Wollsachen, Nähfaden, Seife und Eßwaren. Die Schokoladepfandbriefchen sind angebrochen, die Büchsen mit Nescafé angebraucht, die Dauerwürste angeschnitten.

„Was ist da drin?“

„Ein bißchen Brotaufstrich!“ Die Dame öffnet den Büchsen- deckel. Es kommt Butter zum Vorschein.

„Gut!“ murmelt der Zöllner und zeichnet den Koffer mit einem Kreidekreuz.

„Erledigt?“

„Gewiß, Sie können wieder zuschließen!“

Die nachfolgende Dame hat einen ganzen Klingen Seidenstrümpfe in ihrem Koffer. „Sie sind alle getragen!“ Es klingt ein wenig nervös.

Der Zöllner nickt und macht kein Zeichen.

Rasch ist der Zoll erledigt. Die Schar strömt in den wartenden Zug. Und drüben, nachdem die Pässe und das Reisegeld kontrolliert sind, geht es ebenso rasch.

Der Zug fährt ins weite deutsche Land.

• • •

„Paß auf!“ sagt mein Freund. „Du wirst Aufsehen erregen. Aufreizend wirst du wirken! Dein Bäuchlein ist polizeiwidrig. In Deutschland wirst du kein solches mehr sehn!“

Der Zug hält in der ersten größeren Ortschaft. Eine beträchtliche Zahl Reisende steigt ein, eine Menge Leute stehen auf dem Perron.

Ich betrachte die Leute. Ausgehungert und mager sehn sie nicht aus. Im Gegenteil — was diejenigen meines Alters sind — geradegu schlank komme ich mir neben vielen von ihnen vor.

Draußen spaziert ein Polizist, der kann gewiß nicht auf seine Schuhspitzen sehn.

„Schau mal! — Der dort!“

Mein Freund wird kleinlaut.

• • •

Die Gärten sind sehr gepflegt. Die Hofstattbäume hangen voller Früchte, viele schwerbeladene Äste hat man stützen müssen. Den Kartoffeläckern sieht man an, daß eine gute Ernte bevorsteht. Da und dort ist das Getreide noch nicht abgemäht. Weite, wogende Felder verraten, daß es dies Jahr auch reichlich Brotrucht gibt.

Es ist noch lange nicht ein jedes Plätzchen Land ausgenutzt. In allen Gärten blühen reichlich Blumen. Man sieht Sümpfe und wundert sich, daß sie nicht drainiert werden. Auf weite Strecken gedeihen nur Lische und Schilf.

Der Zug steigt bergan. Er windet sich zwischen Hügeln durch Weideland.

„Wäre Not am Mann, könnte man hier doch Kartoffeln und Rüben pflanzen!“ meint mein Freund.

Ich zucke die Schultern. Aber ich finde, er habe recht.

„Hast du die Kühlein gezählt?“

Ich schüttle verneinend den Kopf.

„Schau da, auf dieser großen Almend sind es ganze acht Stück. Acht bis ein Duzend, das ist die Regel. Ein einziges Mal sah ich zwanzig!“

„Mir ist etwas anderes aufgefallen. Wie die Kinder bei den landwirtschaftlichen Arbeiten mithelfen. Und die vielen Frauen. Da und dort ein Greis, ein jüngerer Verwachsener!“

„Die Männer werden halt im Krieg sein!“

„Und wie das barfuß über die Stoppeln läuft!“

„Das konnte ich als Kind auch. Man gewöhnt sich rasch!“

• • •

Wir nähern uns München. Die Plätze haben sich inzwischen ausgefüllt. Was da von den Reisenden alles gefuttert wird! An

verschiedenen Brotforten, Schinken, Speck und Wurstwaren scheint es jedenfalls nicht zu mangeln. Auch Obst wird viel gegessen. Drei Soldaten erzählen Späße und spielen abwechselungsweise Ziehharmonika.

„Bis Mitte Oktober ist der Krieg zuende!“ sagt einer.

„Spätestens!“ pflichtet ihm ein Zivilist bei. „Einen zweiten Kriegswinter gibt's nicht!“

Einer der Soldaten bietet dem ganzen Rupee Zwetschgen an. Ich revanchiere mich mit einem Stumpen.

„Sie sind Schweizer?“

„Gewiß!“

„Da leben Sie ja in einem Schlaraffenland!“

„Auch bei uns ist vieles rationiert — anderes wird folgen!“

Er ist sehr erstaunt. „Sie wollen mich doch nicht zum Narren halten!“

Er glaubt es nur halb, als mein Freund meine Behauptung bestätigt. „Nu!“ knurrt er dann, „das hört bald auf! Jetzt kommt der Britte an die Reihe, und dann gibt's Ruh!“

Alle nickten überzeugt.

• • •

In München müssen wir etwas länger als zwei Stunden auf Anschluß warten. Ein Urlaubszug aus dem Westen nach dem andern fährt ein. Wir spazieren, während es rasch dunkelt, bis an die Jsar. Eine Menge Soldaten ist auf der Straße. Auf zehn Menschen, denen man begegnet, sind sieben Soldaten. Die Straßen sind spärlich beleuchtet: weißes, nach unten abgeblendetes Licht. Die Häuserfenster sind dunkel. Die Autolaternen zünden aus einer etwa 2 cm breiten Spalte. Blaue Birnen sieht man nirgends. Viele Leute lassen gewöhnliche Taschenlaternen aufblitzen.

Wir ziehen uns ins Bistett zurück, um zu Abend zu essen. Auf das „kartenfreie Menü“ verzichten wir: Gemüsesuppe, Kartoffelsöße mit Tomaten und Eiern (gefottene), Salat. Wir haben nämlich beim Grenzübertritt „Lebensmittelfarten für Urlaub“ erhalten, und im Zug haben uns die Soldaten gesagt, da sei reichlich für uns gesorgt. Die gewöhnlichen Lebensmittelfarten umfaßten nur kleinere Rationen.

„Wir wollen den Leuten, die nur auf das kartenfreie Menü angewiesen sind, die Sachen nicht wegessen!“ sagt mein Freund und bestellt Griessuppe, Bratwurst und Kartoffelsalat, und zum Dessert ein Stück Apfelsuchen.

„200 Gramm Brot, 25 Gramm Fett, 150 Gramm Fleisch, bitte!“

„Ich werde keine 200 Gramm Brot essen!“ erklärt mein Freund.

Der Ober lächelt. „Ein Teil der Brotkarten wird für die Griessuppe verrechnet. Nehmen Sie eine andere, ich empfehle Ihnen Ochsenchwanzsuppe. Dann kann ich weniger Brot verrechnen, aber ich muß 5 Gramm Fett mehr haben, mein Herr!“ Er zückt eine kleine Schere und zwick die entsprechenden Stücke auf der Lebensmittelfarte ab.

Das Essen ist sehr gut gekocht und reichlich.

• • •

Im Zug ist sehr spärliches Licht. Die Fenster sind mit dicken Vorhängen verdunkelt. Wir lesen die angeklebten Vorschriften. Es ist verboten, die Vorhänge zu öffnen, wenn nicht vorerst alles Licht ausgelöscht ist. Es ist verboten, während der Traversierung der Rheinbrücken die Vorhänge zu öffnen; auf offene Fenster wird geschossen.

Die Zugswachen im Stahlhelm kontrollieren die Rupees.

Vor Salzburg hält der Zug längere Zeit auf offener Strecke. Man hört irgendwo etwas knattern; es tönt wie der Lärm der Luftkammer.

Endlich fahren wir ein. Es ist nach Mitternacht. Draußen rufen Bahnbeamte — es ist irgend eine Unruhe. Ich wundere mich ein bißchen; als ich das letztemal hier war, ging alles sehr gemächlich und gemütlich.

In unserem Abteil sind nur sechs Leute. Wir haben das Licht ausgelöscht und sind froh, daß alle Zustiegenden vorüber gehen.

Der Zug fährt weiter. Plötzlich schlägt ein roter Schein durch den Vorhang. Wir schauen hinaus. In einer Entfernung von etwa einem Kilometer lodert ein gewaltiger Brand. Und weiter hinten sind noch zwei weitere Brände. — Alles schweigt.

Der Zug rattert weiter. Plötzlich reißt ein Mann in Knieshosen, mit einem schweren Rucksack beladen, die Türe auf: „Ist da noch ein Platz frei?“

Wir drehn das Licht an. Er wirft den Sack ins Netz und setzt sich in die Ecke. „Die Sauferle!“ schimpft er. „No, die Bergkeltung kommt. Zehnfach! Der Führer hat's gestern abend gesagt!“ Er dreht das Licht wieder aus.

• • •

Endlich sind wir in Wien.

Zeitungsverkäufer rufen Morgenblätter aus. Ich kaufe mir eines. Oben springt mir eine rote, dicke Aufschrift ins Auge: „Deutsches U-Boot versenkt 64 BR!“

„Such mal!“ fordert mein Freund. „Am Ende sind es die Engländer gewesen — in Salzburg!“

Wir finden nichts. Aber eine kurze Notiz finden wir: englische Flugzeuge seien wiederum über die Schweiz nach Oberitalien und zurück geflogen. Schaden hätten sie kaum angerichtet, nur ein lombardisches Bauerngehöft sei eingäschert worden. In Bern und im Rheintal habe es Fliegeralarm gegeben, und die fremden Flugzeuge seien beschossen worden.

„Woher wissen die hier das schon?“

„Vielleicht vom Radio!“

„Von unserem? — Den dürfen sie ja gar nicht abhören!“

„Jedenfalls sind sie unterrichtet!“

• • •

Vor dem Bahnhof surren Autos.

„Die haben scheint's noch Mott!“ anerkennt mein Freund.

„Fahren wir wieder einmal mit einem Taxi!“

Die Fahrt vom Westbahnhof bis zum Stephansdom kostet uns nur zwei Mark mit dem Trinkgeld.

„Du — da fahren wir noch mehr — das macht ja nur einen Franken achtzig!“

„Das Essen in München war ja auch sehr wohlfeil!“ entgegne ich. „Wir haben ja noch fast die ganzen zehn Mark Silbergeld, die wir über die Grenze nehmen durften!“

• • •

„Wie sauber jetzt die Straßen sind! Das war anno 34 noch ganz anders!“

„Und Bettler sieht man auch kaum mehr einen! Früher traf man sie auf alle zwölf Schritt — und einzelne unter ihnen waren ziemlich zudringlich!“

„Wie schön die Auslagen sind in den Schaufenstern!“

„Nur bekommt man doch nicht alles, was da ausgestellt ist!“

„—“

„Se, ja, gestern vormittag wollte ich Rasierseife kaufen. Sie sei ausgegangen. Im Schaufenster sei doch ausgestellt! Gewiß, das seien eben Schaufenster-Stücke! Unverkäuflich! Übermorgen gebe es wieder!“

„So laß halt deinen Rotbart sprießen — übrigens: du kannst von meiner Seife haben, ich nahm eine neue Tube mit!“

„Du — was heißt das wohl: ‚punkten‘? — Ich las in einem Wäschegeheft: ‚Volksgenosse, punkte richtig! — was bedeutet das?“

Ich wußte es auch nicht. Da bekamen wir irgendwo ein kleines Heft, eine Reklame für eine Zeitung. Darin war zu lesen: „Richtig punkten — das bedeutet, sich seine Einkäufe mit der Kleiderkarte genau zu überlegen! Die vorherige Einteilung der Punkte ist sehr wichtig, um nichts Unnötiges zu kaufen und dafür womöglich auf etwas verzichten zu müssen, was man

wirklich braucht. Bis zum 31. Oktober 1940 müssen wir alle mit den Punkten auskommen. Ein kleiner Helfer will dieses Heftchen sein ..."

Man sagte uns, es seien pro Jahr 100 Punkte zu verbrauchen. Das Heftchen gab die Punktwerte der Kleiderkarte für Frauen, Männer und Kinder an: „Badeanzug 18, Bademantel 30, Schläpfer 16, Bluse 15, Staubmantel 25, Wollkleid 40, 1 m Wollstoff über 94 cm breit 18, Zutaten für ein Kostüm (falls Oberstoff vorhanden) 21, Kostüm 45, 1 Paar Strümpfe oder Söckchen 4, Schi-Anzug 52, Trägerschürze 12 Punkte, Männeranzug 60, halbschwerer Mantel 65, Pullover 30, Regenmantel 50, Männersocken 5, Taghemd 20“ Punkte usw.

* * *

Die Automatenrestaurants sind zum Bersten voll von Besuchern. Man ist dort sehr wohlfeil, aber schlecht. Man merkt es zuerst nicht einmal. Es gibt „Belegte Brötchen“ mit einem grauroten Aufstrich aus einem Brei, der aussieht wie Schinken- oder Gänseleber-Pain. Es ist jedoch (wahrscheinlich) gestampfter Gemüsesalat. Mitten unter Einheimischen und Soldaten, die darüber schimpfen, daß zu viele Kartenabschnitte abverlangt werden, kann man auch Kartoffeln, Bratwurst und Knödeln essen.

Die Wirkung für Ungewohnte, wie wir es waren, zeigt sich etwa eine Stunde später. Man geht dann sofort ins Hotel zurück und verzehrt alle Schokolade, die man von der Schweiz her mitgenommen, man rapft einen Apfel und trinkt einen Viertel temperierten Rotwein — und man beschließt, lieber nicht mehr im Automatenrestaurant zu essen. Man kann ja gleichwohl hingehen, um mal unterm Volk weniger begüterter Schichten zu sein.

* * *

„Ich muß jetzt endlich einmal wiederum Nudeln oder Reis haben!“ erklärt mein Freund. „Ich klopfe so lange die Speiserestaurants ab, bis ich sowas irgendwo auf einer Speisefarte aufgezeichnet finde!“

Ich halte mit. Nudeln gibt's nirgends. „Solche erhältst du hier kaum“, erkläre ich. „Ich hatte unter zweien Malen Wiener Kinder bei mir zuhause. Die konnten beide Nudeln oder Makkaroni erst nicht essen. — sie waren es nicht gewohnt.“

„Aber da steht Reis!“ triumphiert mein Freund und weist auf eine ausgestellte Menükarte. „Reis mit Weinbergsschnecken! — Ich war im Jahr 33 in Barcelona. Da gab's Reis mit Meerestierchen — weißt du, so Schnecken und Muscheln und Tintenfische und kleine Krebse — unanschaulich, aber herrlich — wir wollten nachher immer solchen Reis. — Reis mit Weinbergsschnecken — hm — das wird was Ähnliches sein!“

Wir treten ein und bestellen.

„Unansehnlich ist's!“ bestatige ich. „Das graublau Zeug in dem Kleister, je nun! Und nach was riecht es nur? Hätte meine Frau dieses Essen gekocht, ich würde einen gröbereren Ausdruck als ‚riechen‘ brauchen!“

„Ich bin ein alter Soldat — mir kannst du mit solchen Sprüchen den Appetit nicht nehmen!“ Mein Freund kostet. Er kostete lange. „Warum issest du nicht?“ Es klingt ein wenig gereizt.

Ich koste auch. „Nicht übel!“ sage ich und ziehe den Hals über die Gabel voll. Und dann grüble ich die Schnecken auf den Tellerrand. Den Reisbrei esse ich, denn vom Herumlaufen habe ich einen ordentlichen Hunger bekommen. „Du brauchst mir nicht alles nachzumachen!“ brumme ich, als auch mein Freund die Schnecken zu einem Gebirg auf den Tellerrand aufbaut.

Er lächelt. „Ein Schnitzel wär mir halt lieber!“

Und wir lassen auch den Rest des „Reises“ im Teller, zahlen und gehn. Ein Schnitzel bekamen wir dann zwar nicht, aber ein vorzügliches Stück Gänsebraten.

* * *

Auffchriften:

„Verkauf an Juden von 11—13 Uhr.“

„Hier treten Juden nur auf eigene Verantwortung hin ein!“

„Es entspricht nationalsozialistischer Gepflogenheit, daß Jugendliche unaufgefordert den Erwachsenen Platz machen!“

„Früher gab es Fürsorge, jetzt gibt es nur noch Vorforsorge!“

„Wer mehr kauft, als er nötig hat, ist ein Volkschädling!“

„Schweige, der Feind horcht!“

Wien trägt reichlichen Flaggenschmuck. Vor kurzem ist die Balkankonferenz beendet worden; darum sieht man neben dem Sakentkrenz auch oft die italienischen Farben.

In der Messe erblicken wir auch die Schweizerfahne. Wir finden leicht den Pavillon, wo unsere Firmen Textil- und Uhrenfabrikate aller Art recht hübsch ausgestellt haben. Viele Besucher drängen sich hinzu.

Aber fast noch mehr als die Fabrikate bewundern sie, was ein Lichtbildapparat von unseren landschaftlichen Schönheiten zeigt.

„Ach, ist das schön!“ seufzt eine Dame sehnsüchtig.

„Letztes Jahr noch war ich in St. Moritz. Ob's diesen Winter dazu langt? So gern ginge ich ein wenig Skifahren dort droben!“

Ein Herr mit Monokel, der vor einer der Uhren-Auslagen steht, schnarrt: „Diese Uhrenarbeiter können was! Man müßte sie allesamt nach Pforzheim umfiedeln!“

* * *

Auf der Rückfahrt. Wir finden ein Abteil, das noch leer ist. Aber es ist verschlossen. Ein Bahnbeamter geht durch den Zug. Er sieht, wie wir am Türgriff zerrn. Er lächelt: „Können Sie denn nicht lesen?“

Die vielen Auffchriften sind uns schon so gewöhnlich geworden, daß wir sie nicht mehr beachteten. Jetzt suchen wir. Wichtig, da steht: „Belegt für Mutter und Kind!“

Wir suchen uns andere Plätze. Später, als der Zug abgefahren ist, schauen wir uns das vorher geschlossene Kupee nochmals an. Drin sitzt auf der einen Seite eine junge Frau mit einem kleinen Kind. Auf der andern liegt ein größeres auf Kissen hingestreckt.

Im Korridor sitzen Reisende auf Koffern. Sie sind nicht unzufrieden. „Es ist doch ganz selbstverständlich, daß vorerst für Mütter und Kinder geforgt wird. „Den Kindern gehört das neue Deutschland!“ sagt ein Herr mit greisen Schläfen.

* * *

An der Grenze werden Stichproben gemacht. Unter anderen muß auch ich in ein kleines Gefäß. Der Zöllner tastet meine Kleider genau nach versteckten deutschen Banknoten ab. Er tut es sehr höflich. Er findet nichts. Man wäre wohl dumm, sich um einer Banknote willen selber Schwierigkeiten zu machen.

„Entschuldigen Sie mich! Es ist Vorschrift. Gute Reise in Ihr schönes Schweizerland!“ sagt der Beamte, als er mich entläßt.

* * *

... Und man fährt ein in unsere liebe Schweiz ...

Die Freunde werden fragen: „Wie ist es gewesen?“

Man überschlägt im Geist nochmals, was man draußen alles gesehen und gehört hat. Und man nimmt sich vor, kommentarlose Bilder vorzusetzen, gleichgültig, ob diese vorgefaßte Meinungen bestätigen oder widerlegen.

... Und man fühlt: Man würde unser kleines Land mit Krallen und Zähnen verteidigen, wenn es so weit käme, daß uns jemand angriffe! ... dieses Gefühl bewegt einen noch zehnmal stärker, wenn man im Ausland gewesen ist!